

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 74 (1994)
Heft: 6

Buchbesprechung: Politische Literatur

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LEADERSHIP

Reflexionen zu Margaret Thatchers Memoiren

Margaret Thatchers Memoiren sind nicht nur ein wichtiges Zeitdokument. Sie geben auch reichlich Anlass zu grundsätzlichen Überlegungen über die innen- und aussenpolitische Handlungsfähigkeit von Demokratien.

Zum dritten Mal in diesem Jahrhundert droht Europa zum kranken Kontinent zu werden. Während Lateinamerika zu neuer wirtschaftlicher und politischer Dynamik gefunden hat, während Asien sich immer ausgeprägter zum Kontinent der Zukunft entwickelt und Nordamerika mit NAFTA und lukrativer transpazifischer Zusammenarbeit sich zielbewusst für das 21. Jahrhundert rüstet, tut sich Europa schwer mit den neuen Freiheiten und Perspektiven, die sich aus dem Zerbrechen des Ostblocks und der Sowjetunion ergeben haben.

Europäer pflegen sich für die Spitze der Zivilisation zu halten, eine Einbildung, die allerdings in diesem Jahrhundert nur selten mit der Wirklichkeit übereinstimmte. Nationalismus, religiöser Fanatismus und Tribalismus sind Laster, die man nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa für überwunden hielt.

Der Balkan und zahlreiche weitere schwelende Krisenherde belassen indessen keinen Zweifel darüber, dass das kriegerische Wüten der Intoleranz überall und jederzeit ausbrechen kann. Dazu kommt, dass die Europäer, wie die zwei vor allem auf ihrem Kontinent ausgetragenen Weltkriege dieses Jahrhunderts beweisen, eine einzigartige Befähigung zum totalen Krieg, zur totalen Zerstörung und Selbstzerstörung haben.

1989 brachte nicht das Ende der Geschichte, aber – zumindest in den Fakten,

wenn auch noch nicht in allen Köpfen – das Ende marxistischer und ähnlicher eindimensionaler Interpretationen der Geschichte. Dadurch wird der Blick auf die geschichtsbestimmenden Kräfte wieder freier.

Eliten

Den Geschichtsverlauf bestimmen weder anonyme Mächte transzendentaler oder mythologischer Natur noch die Massen, sondern die Eliten. Wie sich diese zusammensetzen, woher sie sich rekrutieren, ist weitgehend belanglos. Was zählt, ist die Tatsache, dass die Geschichte jeder Gemeinschaft durch eine kleine Minderheit gestaltet wird.

Dies hat Folgen für die Gewichtung von Entwicklungen sowohl in einzelnen Ländern als auch in ganzen Kulturreihen. Auch Deterministen, welche die Rolle von Eliten geringschätzen, bedienen sich mit Vorliebe dieser wertorientierten Beurteilung. Die Folge davon sind Argumente wie «*Stalin war zwar ein Tyrann, aber er hat die Sowjetunion industrialisiert*» oder «*Hitler war zwar ein Verbrecher, aber er hat die Arbeitslosigkeit abgeschafft*».

Solche Ambivalenzen sind häufig und dort nützlich, wo es irgendwelche Schandtaten vor der Weltöffentlichkeit oder der Geschichte zu rechtfertigen gilt. Die Versuchung ist gross, mit jeweils passen-

Margaret Thatcher,
The Downing Street Years. Harper Collins,
London 1993,
deutsche Übersetzung,
Downing Street No. 10, Die Erinnerungen,
Econ, Düsseldorf 1993.

den Eschatologien (Paradies, Absterben des Staats) angeblich temporäre, für das Schicksal der Betroffenen aber um so verhängnisvollere Unzulänglichkeiten zu überspielen.

Wesentlich ist nicht, wer führt, sondern wie geführt wird. Über alle Grenzen politischer oder kultureller Natur hinweg gibt es gute und schlechte Eliten. Zu den guten Eliten sind jene zu zählen, die bei maximaler politischer und wirtschaftlicher Freiheit eine optimale Entwicklung der von ihnen geführten Gemeinschaften zu verwirklichen vermögen. Schlechte Eliten sind jene, die ihre Führungsziele nur mittels Beschränkung der politischen und wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit oder gar Unterdrückung der Bürger erreichen.

Gute Eliten schaffen Institutionen, die den Missbrauch von Macht – und jeder missbraucht Macht, wenn er sie unkontrolliert ausüben kann – nachhaltig zu unterbinden vermögen. Mehr noch als die alltägliche Wahrnehmung von Führungsaufgaben ist das, was an institutioneller Machtbegrenzung überdauert und ausschlaggebend für die Qualität einer Elite. Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass Machtbegrenzung und Machtkontrolle nicht nur durch die klassische Gewaltentrennung von *Montesquieu*, sondern auch durch Föderalismus, Marktwirtschaft und Pluralismus erreicht werden.

Vor diesem Hintergrund lassen sich unter Berücksichtigung der Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte die englischen, amerikanischen und schweizerischen Eliten zu den erfolgreichen und guten zählen, während die russischen, lateinamerikanischen und deutschen Eliten den grossen Versagern zuzurechnen sind.

Mut und Selbstbewusstsein

Eliten haben wesensgemäß mit Leadership zu tun. Es ist auch ein Indiz für die angelsächsische politische Kultur, dass auf einen englischen Begriff zurückgegriffen werden muss; nicht nur weil der Begriff «Führerschaft» seit *Hitler* anrüchig ist, sondern weil Leadership sich mit den Werten der «civic society», der Bürgerschaft, in Übereinstimmung bringen lässt, während Führerschaft auf Kadavergehorsam beruht.

Leadership ist nicht anonym, sondern setzt die Bereitschaft des Einzelnen zu führen voraus. Mut und Selbstbewusstsein sind unaufgebbare Bedingungen von Leadership.

Gemeinschaften, die von guten Eliten mit soliden Institutionen ausgestattet worden sind, können, ohne an ihrer generellen Freiheitsorientierung Schaden zu nehmen, auch längere Phasen unzulänglicher oder unfähiger Leadership überdauern. Um sich aus der Dekadenz zu befreien, bedürfen aber auch sie entschlossener Leadership.

Die Geschichte Grossbritanniens in den letzten Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg wie auch in den Jahrzehnten danach legt dafür beredtes Zeugnis ab. Winston Churchill und Margaret Thatcher vermochten dank aussergewöhnlicher Führungstalente ihr Land aus Lethargie und Dekadenz zu befreien.

England hat eine besonders reiche Tradition der politischen Biographien und Memoiren. Jeder, der, sei es auf der Regierungs- oder der Oppositionsseite, auf den Vorderbänken gesessen hat, fühlt sich berufen, seine von mehr oder weniger Ranküne geprägten Lebenserinnerungen zu veröffentlichen. In den meisten Fällen sind diese allerdings nur für Zeitgeschichtler oder am Politkutsch Interessierte lesenswert.

Margaret Thatchers «The Downing Street Years» fällt jedoch – wie die Autorin selbst – aus dem Rahmen des Alltäglichen. Zwar waren bei Erscheinen des Buches jene, die im Index nach ihrem Namen und im Text nach Brisantem suchten, besonders zahlreich, doch ist das Buch weit mehr als ein Rückblick auf das Wirken in der wohl geschichtsträchtigsten Regierungsresidenz Europas.

Handbuch für Zivilcourage

Margaret Thatcher bezeichnet das Schreiben von Reden als «eine wichtige politische Tätigkeit», auf die sie viel Zeit verwendet hat. Sie hat sich deshalb nie ausschliesslich auf Berater verlassen, sondern die Texte in minutöser Zusammenarbeit ausgefeilt. In dieser Art dürfte auch das Buch entstanden sein, das in seinen Aussagen wie in seinem Stil beim Leser die unverwechselbare Persönlichkeit der Premierministerin zum Ausdruck bringt.

Das Zaudern demokratischer Regierungen bei der Bewältigung von drängenden innen- oder aussenpolitischen Herausforderungen wird häufig mit dem Argument entschuldigt, dass Demokratien ihrem Wesen gemäss für schnelle, mutige und dramatische Entscheide nicht geschaffen seien. Margaret Thatcher hat diese Ansicht in ihrer fast zwölfjährigen Regierungszeit gleich mehrfach widerlegt, unter anderem beim Kampf gegen den wirtschaftlichen und sozialen Niedergang Grossbritanniens, bei der Beseitigung einer archaischen Gewerkschaftsmacht, bei ihrer Europapolitik und beim Falkland-Krieg. Ihre Erinnerungen sind bei der Schilderung dieser Schlüsselereignisse auch und vor allem ein Handbuch für Zivilcourage.

Die Grundelemente ihres Führungsverständnisses sind in Margaret Thatchers eigenen Worten «*Geringschätzung für persönliche Popularität bei Meinungsumfragen*», die «*Liebe zur offenen Debatte*», das «*Führen von der Front*» und die «*Resistenz gegen Abnützungskriege*», kulminierend in der Erklärung, dass sie «*ohne volle Regierungsautorität nicht eine Stunde in 10 Downing Street*» verblieben wäre.

Kriegsbereitschaft

Die Konkretisierung dieser Prinzipien ist in zwei Bereichen von besonderer Aktualität: bei der Verteidigungs- und bei der Wirtschaftspolitik.

Margaret Thatcher bedauert in ihren Memoiren, dass sie nach dem Palastcoup in der Konservativen Partei an der erfolgreichen Befreiung Kuwaits von der irakischen Besetzung nicht bis zum Schluss mitwirken konnte. Für Europa wohl verhängnisvoller ist ihre Abwesenheit in der Stunde der Not auf dem Balkan.

Niemand wird die Kampagne im Südatlantik in politischer oder militärischer Hinsicht mit den Geschehnissen in Bosnien vergleichen wollen. Doch gibt es, was die Entschlossenheit betrifft, gegen Aggression und Unrecht anzukämpfen, Lektionen aus dem Falkland-Krieg, die auch beim Krieg auf dem Balkan ihre Geltung haben.

«*Frieden ohne Freiheit und Gerechtigkeit ist nicht genug, und manchmal ist es nötig, den Frieden um der Sache von Freiheit und*

**«Frieden ohne
Freiheit und
Gerechtigkeit
ist nicht genug,
und manchmal
ist es nötig,
den Frieden
um der Sache
von Freiheit und
Gerechtigkeit
willen
zu opfern.»**

Gerechtigkeit willen zu opfern.» Voraussetzung dafür, dass dies nicht hohle Worte bleiben, ist eine konsequente Sicherheitspolitik. Verteidigungsausgaben sind einer Hausversicherung vergleichbar, «*für die man auch nicht die Prämienzahlung einstellt, bloss weil sich keine Einbrecher auf der Strasse blicken lassen*».

Der Entscheid, unter keinen Umständen und zeitweise auch gegen den Ratsschlag des engsten Alliierten, der Vereinigten Staaten, die Aggression Argentiniens hinzunehmen, entsprang der tiefen Überzeugung der Premierministerin, dass sich auch nicht ein Minimum an zivilisiertem Verhalten zwischen Staaten erhalten lasse, wenn einmal der Eindruck sich festsetzt, Aggression lohne sich.

Die Entschlossenheit, den Krieg zu führen und mit allen Risiken für die eigenen Reihen durchzustehen, beruhte nicht auf der Bereitschaft, leichtfertig Menschenleben aufs Spiel zu setzen. Im Gegenteil, Margaret Thatchers Memoiren schildern eindrücklich die schwere Zeit, welche die Premierministerin vom Augenblick, da die Flotte in See stach, bis zur Kapitulation der Argentinier in Port Stanley durchstand. Ebenso eindeutig ist aber auch die Erkenntnis, dass ein Einlenken gegenüber dem Gegner aus Furcht vor Verlusten später einen um so höheren Blutzoll nach sich gezogen hätte.

Über das Signal an die internationale Staatengemeinschaft hinaus war die Kampagne im Südatlantik für das Selbstverständnis Grossbritanniens von weitreichender Bedeutung. «*Wir wurden von Freunden wie Feinden als eine Nation gesehen, die den Willen, ihre Interessen im Frieden und erst recht im Krieg zu verteidigen, verloren hatte. Der Sieg auf den Falklandinseln änderte dies von Grund auf.*» Stunde in dieser Aussage an der Stelle Grossbritanniens das freie Europa, so lassen sich die Konsequenzen des Nachgebens gegenüber den Kriegsverbrechern auf dem Balkan unschwer ziehen.

Vertrauen in den Markt

Zum Bild von der «eisernen Lady» gehört es, sie als sture Verfechterin einer angeblich menschenfeindlichen Marktwirtschaft zu porträtiieren. Dem steht die pragmatische Wirtschaftspolitik der Premier-

ministerin entgegen. «Common sense» prägt auch die wirtschaftspolitischen Aussagen in ihren Memoiren.

Margaret Thatchers Vertrauen in den Markt entspringt keinem fanatischen Glauben, sondern der schlichten Erkenntnis, dass «man den Markt nicht betrügen kann», eine Lektion, die auch aus den letztyährigen Turbulenzen um das Europäische Währungssystem gewonnen werden kann.

Leadership in der Wirtschaftspolitik kann nur erfolgversprechend sein, wenn sie weder kasuistisch noch populistisch ausgeübt wird. Sie bedarf deshalb einer philosophischen Grundlegung, und diese findet sich für Margaret Thatcher in «einer tiefen Skepsis gegenüber der Fähigkeit der Politiker, die Grundlagen von Wirtschaft und Gesellschaft zu ändern».

Das Beste, was die Politiker zu leisten vermögen, ist die Schaffung eines «Rahmens, innerhalb dessen die Fähigkeiten der Menschen mobilisiert und nicht zerstört werden».

Ein solcher Rahmen beruht auf dem Rechtsstaat und auf wirtschaftlicher Stabilität, deren Hauptvoraussetzung wiederum «sound money» ist.

Die strikte Zurückweisung von jeglichem wirtschaftspolitischen Voluntarismus – «in der Marktwirtschaft kann die Regierung auch nicht wissen, woher die Arbeitsplätze kommen werden» – musste Margaret Thatcher in scharfe Opposition zum Europa der Föderalisten und Technokraten vom Schlag Jacques Delors'

setzen. Ihr klares Ziel war und ist ein «free enterprise Europe des patries».

Kritiker mögen diese Haltung als Minimalismus, als massiven Rückschritt im europäischen Einigungsprozess sehen. Tatsache ist indessen, dass hinter diesem Europaverständnis nicht die Resignation vor den Mächten der Vergangenheit, aber auch nicht die Spekulation auf ein Euro-Utopia steht, sondern eine realistische Beurteilung der Vielfalt Europas.

Ein Europa wiederum, das dieser Vielfalt politische, wirtschaftliche und kulturelle Gestaltungskraft verleihen will, bedarf dezidierter Leadership. Diese erwächst nicht aus einem heimatlosen Beamtenkorps, sondern aus den nationalen Eliten.

Der Frieden, der durch wiederbelebte Nationalismen, durch Protektionismus und eine neue von einem rauheren Wirtschaftsklima geförderte Intoleranz bedroht ist, lässt sich im Ernstfall nicht durch Dekrete aus Brüssel aufrechterhalten. Nichts ist auf ewig geschaffen, auch die Europäische Union nicht.

Am Ende des 20. Jahrhunderts werden die nationalen Eliten Europas ihre Bewährungsprobe bestanden haben, wenn es ihnen gelingt, ein Europa der Vielfalt und des friedlichen Wettbewerbs gegen die stets virulenten freiheitsfeindlichen und selbstzerstörerischen Kräfte durchzusetzen. Und dazu ist Leadership von der Qualität, wie sie Margaret Thatcher pflegte, unerlässlich. ♦

URS W. SCHÖTTLI

SPLITTER

Wir müssen zu der Einsicht kommen, dass es kein anderes Mittel gibt, die Demokratie vor den übeln Auswirkungen niedriger moralischer Massstäbe zu retten, als diese Massstäbe zu heben. Es gibt keinen Ersatz für diese Therapie. (...) Ohne hohe moralische Massstäbe im öffentlichen Leben ist die Demokratie zum Untergang verurteilt, weil sie Verrat an ihren eigenen Zielen übt.

ARNOLD BRECHT, *Kann die Demokratie überleben?*, Stuttgart 1978, S. 103

WELCHE SCHWEIZ IN WELCHEM EUROPA?

Zahlreiche Publikationen analysieren den gegenwärtigen Zustand der Schweiz und zeigen Perspektiven für ihre Zukunft im weltweiten und europäischen Rahmen auf. Es werden im folgenden drei verschiedene, in ihrer Art typische und lesenswerte Neuerscheinungen besprochen.

1 Tito Tettamanti,
Welches Europa?,
aus dem Italienischen
übersetzt. Ammann,
Zürich 1994.

Im Abstimmungskampf um den EWR-Beitritt sind pro und contra zahlreiche Publikationen erschienen, und auch die «Schweizer Monatshefte» haben Befürwortern und Gegnern Gelegenheit gegeben, ihre Argumente darzulegen. Seit her vergeht kaum je ein Monat, in welchem der Redaktion nicht irgendein durchaus lesenswerter Beitrag zu diesem Themenkreis angeboten würde. Wirklich neue Gesichtspunkte sind aber darin selten zu finden. Nun hat *Tito Tettamanti*¹ ein Buch publiziert (in italienischer Sprache und in deutscher Übersetzung), das er als «instant book» bezeichnet und das eine Grundhaltung zum Ausdruck bringt, welche sich seinerzeit im Rahmen des polarisierenden Abstimmungskampfs kaum Gehör verschaffen konnte: Die Meinung derjenigen Befürworter der Europa-idee, welche das Maastricht-Europa für eine Fehlkonstruktion halten, weil es zu wenig weltoffen und zuwenig flexibel ist und zuwenig auf die neuen Herausforderungen der neunziger Jahre reagiert hat. Die Auseinandersetzung mit diesen Herausforderungen sind das Thema des Buchs, wobei der Autor nicht jedem der folgenden Stichworte ein eigenes Kapitel widmet: wirtschaftlicher Strukturwandel, Migration, Arbeitslosigkeit, Öffnung in Ost-Mitteleuropa, die neuen Entwicklungspotentiale in China und Südostasien, Nationalismus, Sezessionismus, Krieg und Genozid auf dem Balkan sowie die wechselnden Konstellationen von Chancen und Krisen im Mittelmeerraum.

Tettamanti unterscheidet zwei Visionen, zwischen denen sich Europa zu entscheiden hat, wobei er durchaus mit längeren «Reifezeiten» rechnet. Auf der einen Seite steht das dirigistische, zentralisierende, entmündigende, bürokratische, sozialistische Europa, auf der andern das liberale Europa, das Autonomie schützt,

Verantwortlichkeit, Risikobereitschaft, Chancengleichheit, Vielfalt der Ziele und Wettbewerb im freien Markt anstrebt.

Das «EG-Europa» (in einer neuen Auflage müsste wohl die Terminologie angepasst werden) soll nach Tettamanti eine flexibilisierende Erweiterung und nicht eine harmonisierende Verfestigung anstreben. «Es ist nicht mehr geeignet und muss überdacht und neu gemacht werden» (S. 234). Die Schweiz muss ohne Arroganz, aber auch ohne falsche Bescheidenheit eine Integration in ein auf freien Welthandel ausgerichtetes Europa anstreben, «das allen europäischen Staaten offensteht und sich für die Verteidigung und die Sicherheit aller sowie für die Vertretung gemeinsamer Interessen in internationalen Gremien einsetzt» (S. 234) – nicht mehr und nicht weniger. Entgegen der bei Befürwortern eines raschen Beitritts verbreiteten Meinung, man könne auf die Weiterentwicklung der EU nur als Mitglied wirksam Einfluss nehmen, vertritt der Autor die Auffassung, die Schweiz könnte und sollte auch als vorläufiges Nichtmitglied die «Klarheit» und die «Unabhängigkeit im Urteil» in den Aufbauprozess einbringen. Er sagt damit, dass auf dem hier entscheidenden «Markt der Ideen» die Klarheit der Vorstellungen und die Glaubwürdigkeit der Argumente wichtiger sind als die Zugehörigkeit in überholten und fragwürdigen Institutionen.

Es ist zu hoffen, dass das Buch auch ausserhalb der Schweiz zur Kenntnis genommen wird und damit das Vorurteil abbauen hilft, unsere EU-Skepsis basiere lediglich auf konservativen Abwehrreflexen und auf einem egoistischen und letztlich selbstmörderischen Isolationismus.

Die Schweiz könnte, wie Tettamanti hofft, als vorläufiges Nichtmitglied heute auch eine Rolle spielen als Ausgangsbasis

und Sammelbecken für unabhängige und originelle Vorschläge, sie könnte damit «den betroffenen Staaten aus einer Sackgasse heraushelfen, in die sie durch falsch verstandene Loyalität oder auch aus verständlicher unkritischer Haltung» geraten sind. Solche Ziele sind anspruchsvoll, aber auf dem Hintergrund unserer bisherigen historischen Beiträge zur europäischen Geschichte nicht vermessbar. Sie unterscheiden sich in wohltuender Weise von der offiziellen Politik des «Haderns mit dem Volksentscheid» (bei dem man der Mehrheit penetrant beweisen will, dass sie einen Fehler gemacht habe) und des kleinmütigen und oft auch peinlichen Taktierens und Feilschens um eine allfällige «Doch-noch-ein-bisschen-Teilhabe» an Vorteilen der Mitgliedschaft ohne Mitwirkung und Mitverantwortung. Wer – wie Tettamanti – ein überzeugtes Ja zu Europa, aber ein ebenso überzeugendes Nein zu *diesem* Europa der heutigen EU sagt, wird mit guten Gründen gefragt, ob es denn eine Alternative gebe oder ob man nicht «faute de mieux» einfach mitmachen müsse. Der aufmerksame und kritische Leser des Buchs wird ebenso gute oder bessere Gründe finden, sich für eine flexible, weltoffene, liberale europäische Option zu engagieren und an den bestehenden Institutionen konstruktive Kritik zu üben, ohne als Nichtmitglied in eine Beitritts-Panik geraten zu müssen. Das locker hingeschriebene Buch hätte als Argumentarium schon im Abstimmungskampf gute Dieste geleistet, weil es auf kritische Tendenzen der EU (wie Bürokratisierung, Zentralisierung, Ent-Verantwortlichkeit) aufmerksam macht, die – besonders in der französischsprachigen Schweiz – erstaunlicherweise kaum zur Sprache kamen.

Dass das Buch – vor allem in der deutschen Übersetzung – auch einige Mängel hat, sei nicht verschwiegen. Offenbar ist es besonders schwierig, die zum Teil eleganten und zum Teil auch etwas saloppen Wendungen eines italienisch geschriebenen «instant book» adäquat zu übersetzen. Es ist zu hoffen, dass die französische Übersetzung, die übrigens im Hinblick auf die Eindimensionalität der Diskussion in der französischsprachigen Schweiz besonders wichtig ist, höheren Ansprüchen genügen wird.

**Die Schweiz
könnte und
sollte auch als
vorläufiges
Nichtmitglied
die «Klarsicht»
und die
«Unabhängigkeit
im Urteil» in den
Aufbauprozess
einbringen.**

**2 Einheit Schweiz,
Reflexionen über den
Zustand des Landes,
mit Beiträgen von
Katharina Bretscher-
Spindler, Iso Camartin,
Christoph Eymann,
Roger Friedrich, Heinz
Hauser, Marielle Larré,
Adolf Muschg, Alain
Picard, José Ribeaud.
Orell Füssli, Zürich 1993.**

Der von *H. Hoppe* übernommene und in positivem Sinn gemeinte Begriff «Balkanisierung» (als Bezeichnung für eine Entwicklung hin zu einer Gruppe oder zu verschiedenen Gruppen von Kleinstaaten mit überlappenden wirtschaftlichen und kulturellen Strukturen und friedlich konkurrierenden politischen Systemen) ist nach dem Bürgerkrieg und Genozid in Ex-Jugoslawien definitiv nicht mehr brauchbar. Die Idee ist zukunftsträchtig, die Bezeichnung nicht.

Tettamantis temperamentvoll dargebotene, offene und nicht auf Vollständigkeit angelegte Ideensammlung enthält zahlreiche Anregungen und Bedenken, welche die zwischen den Hauptexponenten polarisierte und personalisierte, weitgehend steril gewordene Europadiskussion in der Schweiz, aber auch in Europa neu beleben können, und die vor allem mithilft, das Bild vom Schweizer, als einen egozentrischen, verkrampten, sklerotischen und mit der Igel-Nurose behafteten Nein-Sager zu korrigieren. Einmal mehr: Ein kreativer Beitrag zur Eigenständigkeit und zur Weltoffenheit der Schweiz aus dem Tessin.

Als «Reflexionen über den Zustand des Landes» ist bei Orell Füssli ein Sammelband erschienen, in welchem sich sieben Autoren und zwei Autorinnen, drei Welschschweizer, ein Rätoromaner und fünf Deutschschweizer – alle mit publizistischer Routine im Nachdenken und Schreiben – unter dem befremdenden Titel «Einheit Schweiz» Gedanken machen über den in den letzten Jahren und Monaten deutlicher spürbar werdenden Verlust an eidgenössischen Gemeinsamkeiten². Im Klappentext ist von einer «offensichtlichen Krise» die Rede, ein Begriff, der im Weltmassstab gesehen doch kaum angebracht ist, auch wenn man die angesprochenen Probleme und die jeweils persönlich gefärbte Spielart des «helvetischen Malaise» nicht bagatellisieren sollte. Der Sammelband ist als eine Fortsetzung der im Jubiläumsjahr ausführlich zelebrierten Selbstkritik angelegt, er enthält Ansätze zu neuen Fragestellungen, tritt aber in der Europafrage und in der Beurteilung des Verhältnisses zwischen Deutschschweizern und Romands «an Ort». Während *Iso Camartin* in seinem Beitrag die «konserватiven und sturen Argumente» gegen die

Sprachenfreiheit und für das Territorialitätsprinzip als «*miefiges Denken aus der Romandie*» bezeichnet und diesbezüglich weder Toleranz noch Gesprächsbereitschaft signalisiert, plädiert José Ribeaud für die Vorzüge des Territorialitätsprinzips, das die Bildung sprachlicher Ghettos verhindert. «*Dieses Land ist ist geradezu auserwählt für eine täglich gelebte Mehrsprachigkeit*», lautet die etwas chargierte Botschaft aus der Westschweiz, der man gerne Glauben schenken würde. Adolf Muschg nimmt Graf Keyserlings berühmt-berüchtigte Kritik an unserm Land (geschrieben 1928) zum Anlass für einen Cocktail von mehrheitlich gegückten Aperçus. «*Rechts und Links sind im Kulissenwechsel der Postmoderne ja ohnehin Orientierungsmarken ohne Wert geworden*» – Ideologie als Theater: eine Analyse mit Perspektiven. Eher ärgerlich ist der Schlussatz: «*Ich fürchte, heute reicht uns nicht einmal mehr der grösste Ärger zur Herstellung der Identität.*» Was hier stört, ist nicht der wohl auch ironisch gefärbte Hinweis auf gemeinsamen Ärger als Ursprung der Identität, sondern der Begriff «*Herstellung*», der von einem politischen und sozialen Geist der Machbarkeit zeugt, für den es in den neunziger Jahren kaum mehr gute Gründe gibt. Identität als etwas Werdendes und Bleibendes kann niemals hergestellt werden, allenfalls – auch von Dichtern und Schriftstellern – gestiftet.

Eine differenzierte und sorgfältige Analyse der Möglichkeiten und Grenzen föderalistischer Strukturen findet sich bei Roger Friedrich, der auch den Mut aufbringt, in Einzelfragen gegen den Strom zu schwimmen. Während es heute Mode ist, die Neutralität der Schweiz als ein historisch überholtes Relikt zugunsten gesamteuropäischer Sicherheitsstrukturen «wegzuschrumpfen», formuliert der Welschlandkorrespondent der «*NZZ*» ein bemerkenswertes Bekenntnis, das dem Anspruch der Sammlung, Analysen und Perspektiven aufzuzeichnen, darum gerecht wird, weil es historisch tief verankert ist: «*Es ist nicht wahr, dass die Neutralität nur ein Instrument ist. Sie ist Ausdruck einer nicht so leicht zu fassenden inneren, im Kern asketischen Haltung und Selbstdisziplin, die man dem Schweizer Volk seines seinerzeit feurigen Temperamentes und anderer Schwächen wegen auferlegt glaubt,*

**Die heutige
Familie
wird mit guten
Gründen als
«Unternehmen»
gedeutet, das
flexibel und
kreativ mit neuen
Entwicklungen
umgehen muss.**

damit die Hellebarde im Schrank und die Schulmeisterei gezügelt bleibe, dem Zusammenleben so vieler Temperamente zuliebe.» (S. 64)

Ein neues, in der gängigen Diskussion um das «*Helvetische Malaise*» noch kaum beachtetes Thema greift Katharina Bretscher-Spindler auf. Neben dem verschärften Gegensatz zwischen Stadt und Land, zwischen Deutschschweiz und Welschschweiz und zwischen Befürwortern und Gegnern eines EU-Beitritts ist im Zusammenhang mit der Nichtwahl von Christiane Brunner auch die «*ungelöste Frauenfrage*» bewusst geworden. Während in bürgerlichen (Männer-)Kreisen beharrlich – mindestens verbal – am traditionellen Ideal der Biedermeierfamilie festgehalten worden ist, zeichnet sich nach Beobachtungen der Autorin heute eine neue Solidarität bürgerlicher Frauen mit «*Linken und Frauenbewegten*» ab, welche nicht unterschätzt werden sollte. Die heutige Familie wird von der Autorin mit guten Gründen als «*Unternehmen*» gedeutet, das flexibel und kreativ mit neuen Entwicklungen umgehen muss. Während die Spannungsfelder in politischen und wirtschaftlichen Bereichen, zwischen Sprachgruppen, Interessengruppen und parteipolitischen «Flügeln» immer wieder Gegenstand von Analysen sind, wird die zentrale Bedeutung soziokultureller Veränderungen und Gegebenheiten von der aktuellen Politik allzu oft noch vernachlässigt. Auch hier hat man die Beiträge der Sozialwissenschaften und speziell der Historikerinnen und Historiker, welche das Gebiet längst entdeckt haben, bisher zu wenig beachtet.

Was sich im Rollenverhalten der Geschlechter, in der Partnerschaft und Familie, im Mikrobereich privatautonom gestalteter Lebensverhältnisse in ungezählten kleinen Schritten beharrlich und nachhaltig vollziehen und bewahren muss, eignet sich offenbar nicht für das übliche «*Schaufenster*» tagespolitischer Publizistik und Programmatik. Der Beitrag, der auf den ersten Blick in diesem heterogenen Sammelband eher als Fremdkörper wirkt, entpuppt sich bei der Lektüre als der innovativste und anregendste. Er ist in einer überarbeiteten und neuen Fassung unter dem Titel «*Im Spannungsfeld von Familie und Beruf*» auch in der «*Neuen Zürcher*

Zeitung» erschienen («NZZ» vom 16./17. April 1994, S. 25).

Der Rezensent des Sammelbandes, der auch eine Monatszeitschrift redigiert, ist versucht, die Frage zu stellen, ob solche «Reflexionen», die ohne spürbaren «inneren Bezug», ohne «Regie» bei der Fragestellung und ohne einleitende oder abschliessende Bilanz als Broschüre im Buchhandel erscheinen, nicht besser in einer Zeitschrift platziert gewesen wären. Aber das ist keine Kritik, sondern eine Selbstdkritik und ein Angebot.

Im Gegensatz zu den beiden ersten, hier rezensierten Büchern wendet sich das folgende, von *Wolf Linder*, Professor für Politikwissenschaft an der Universität Bern, in englischer Sprache verfasste Buch zur Lage der Schweiz³ in erster Linie an eine ausländische Leserschaft. Es bietet viel mehr als nur eine staatsbürgerliche Einführung und Übersicht, sondern zeigt unsere politischen Institutionen, erklärt den historischen Hintergrund und macht auch auf die aktuellen Probleme aufmerksam, ohne überrissene Selbstdkritik, aber auch ohne überhebliches und unangebrachtes Selbstdlob. Direkte Demokratie, Föderalismus, Konkordanz und das Nebeneinander und Miteinander von verschiedenen Sprachen und Kulturen im Rahmen eines integrativen politischen Systems, das Minderheiten schützt, werden anhand von Beispielen dargestellt. Dabei kommen natürlich auch die verschiedenen Spannungsfelder zwischen diesen Grundelementen der Schweizerischen Eidgenossenschaft zur Sprache. Während

Föderalismus und Konkordanzsystem im Hinblick auf die innerstaatliche Integration eher mehr Probleme lösen, als sie wiederum verursachen, hält Linder diese Institutionen, wie sie heute funktionieren, für zu wenig flexibel, um die aus seiner Sicht notwendigen Schritte zur europäischen Integration innert nützlicher Frist zu vollziehen. Neben der – auch für Schweizer lesenswerten – Beschreibung dieser Spannungsfelder enthält das Buch auch Hinweise auf mögliche Reformen, welche die diagnostizierten Mängel beheben oder reduzieren und dennoch die direktdemokratischen und integrativen Elemente beibehalten und weiterentwickeln. Die gewählte Perspektive, die Schweiz gegenüber einer ausländischen Leserschaft zu erklären – weder als Verteidigung noch als Anklage – erweist sich als ein erstaunlich fruchtbare Ansatz, auch im Hinblick auf eine interne Reformdiskussion. Was *Jean-François Aubert* seinerzeit in seinem auf junge Schweizerinnen und Schweizer ausgerichteten staatsbürgerlichen Leitfaden «So funktioniert die Schweiz» («Exposé des institutions politiques de la Suisse», Lausanne 1979, deutsche Übersetzung, 2. Auflage, Bern 1981) gelungen ist, hat Linder für eine englischsprachige Leserschaft zustandegebracht: ein anregendes und diskussionswürdiges Buch für Laien, das auch Fachleute mit Gewinn lesen. Es ist zu hoffen, dass eine übersetzte und adaptierte Version bald auch in deutscher und französischer Sprache greifbar sein wird. ♦

ROBERT NEF

³ Wolf Linder,
Swiss Democracy.
The Macmillan
Press Ltd.,
Houndsill 1994.

AUFZEICHNUNGEN ÜBER ZEITGENOSSEN

*D*er Publizist Oskar Reck hat frei von tagespolitischer Aktualität Rückschau gehalten und in einer betont subjektiven Auswahl 26 Porträts von Zeitgenossen zusammengestellt, die in bestimmten Phasen seines Lebens bedeutsam waren. Man findet darunter allgemein be-

kannte Persönlichkeiten wie die Bundesräte *Wahlen* und *Ritschard*, den Innerrhoder Landammann *Broger* und den jurassischen Separatistenführer *Béguelin*, aber auch weniger bekannte Leute wie der Baumeister *Pini* aus S. Abbondio. Alle sind bereits verstorben – Lebende würden

Oskar Reck,
Lauter Sonderfälle.
Aufzeichnungen über
Zeitgenossen. Buch-
verlag Basler Zeitung,
Basel 1994.

sich deshalb, lesen wir im Vorwort, vergeblich in diesem Büchlein suchen. Während Recks Kommentare selten einzelnen Personen gelten und meistens bestimmte Akteure nur zum Anlass nimmt, um Einstellungen und Haltungen grundsätzlich zu diskutieren, wird in diesen Porträts ein Meister sichtbar, der mit wenigen Strichen wichtige Wesensmerkmale von Zeitgenossen auf den Punkt bringt. Reck kommt dabei ohne jede Schönfärberei aus. So erscheint Willi Ritschard nicht nur als populärer, sondern auch als popularitätshungriger Magistrat.

Durch die Personen wird dann allerdings doch wieder das gesellschaftliche Umfeld sichtbar: die Schweiz mit ihrer kleinstaatlichen Dimension und ihrer kleinkarierten Art. Das Lob auf Friedrich Traugott Wahlens souveränes Politikverständnis schliesst mit dem Satz: «*In der Enge des Kleinstaates ist es schwieriger als auf grosser Szene, so souverän zu agieren. Die Gaffer und Schwätzer sitzen zu nah an der Bühne.*» Oder «Weltwoche»-Herausgeber Karl von Schumacher wird als jemand gewürdigt, der viel für sein Land getan hat – «*oft gegen den Willen seiner Bewohner*». Pierre Béguins mutiges und risikantes Urteil wird im Gegensatz gesehen zur vorherrschenden Mentalität des Allesversicherns. An anderer Stelle ist von Überlieferungsbesessenheit die Rede, «*die sich auf irrite Legenden von unsäglicher Haltbarkeit stützt*».

Neben den Personen und dem kleinen Land tritt in indirekten und direkten Bekenntnissen auch der Autor in Erscheinung, etwa wenn er einen Thurgauer Landwirt mit folgenden Worten charakterisiert: «*Die grosse Mehrzahl meiner täglichen Verhaltensweisen entspricht dem Hergestrichenen. Es ist die Grundlage für alles, was darüber hinausschweift und sich zu konkreten Erneuerungswünschen verdichtet.*»

Recks jüngste Schrift vermittelt Eindrücke, sie regt aber auch dazu an, sich – ohne schriftstellerische Absichten – die Personen in Erinnerung zu rufen, denen man in bestimmten Lebensabschnitten wichtige Erfahrungen verdankt. ♦

GEORG KREIS

«Ohne Ressentiments»

Arnold Fisch war über 40 Jahre als Bundeshauskorrespondent für verschiedene Tageszeitungen tätig. Er ist auch den langjährigen Leserinnen und Lesern der «Schweizer Monatshefte» kein Unbekannter, hat er doch seit 1978 über 50 Kommentare und Buchbesprechungen für unsere Zeitschrift verfasst. Mit einem Rückblick auf eine reiche Ernte journalistischen Schaffens, hat er sich einen tief verankerten und oft auch objektiv begründbaren Journalistentraum erfüllt und «*Gedrucktes und Notiertes aus einem Journalisten-Nachlass*» in Broschürenform herausgegeben. Im Titel «Altermann und sein Staat» wird jene Mischung von Selbsterkennnis, Resignation und Lebenserfahrung spürbar, die auch für viele, aus jüngerer Zeit stammende Texte charakteristisch ist.

Ein Verzeichnis, das über die Quellen der Erstpublikation Auskunft gegeben hätte, ist leider nicht abgedruckt – vermutlich aus jener Bescheidenheit, die den persönlichen Beiträgen nicht den Wert von Zeitdokumenten verleihen wollte. Diese Zurückhaltung, die an und für sich lobenswert wäre, ist aber im gegebenen Fall nicht angebracht. Solche Angaben hätten den historisch-dokumentarischen Wert des «Querschnitts» durch ein Journalistenleben in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts erhöht. Die Sorgfalt beim Nachdenken über den Stoff, das stets abwägende aber doch persönliche Einstehen für eine Meinung und das Bemühen um Verständlichkeit und sprachliche Korrektheit sind vorbildlich und – vor allem – im heutigen Journalismus durchaus nicht selbstverständlich. Der letzte Text steht unter der Überschrift «*Alter Mann, gib's auf!*». Trotzdem hat Arnold Fisch nicht aufgegeben und tritt mit seiner Sammlung noch einmal in Kontakt mit seiner Leserschaft. Er schreibt zwar von der «*Niedergeschlagenheit*» eines alten Mannes und seiner Auseinandersetzung mit der bitteren Erkenntnis, «*dass er seine Zeit überlebt hat und seinen Staat den Jungen überlassen sollte*». Dann folgt aber als wichtiges letztes Wort: «*Ohne Ressentiments*». ♦

ROBERT NEF

Altermann und sein Staat. Gedrucktes und Notiertes aus einem Journalisten-Nachlass, ausgewählt von Arnold Fisch. Selbstverlag, Zürichsee-Druckereien, Stäfa 1994.